

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in *Theologie und Glaube* 105 (2015). It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Höhn, Hans-Joachim

Heimat: Ferne Nähe. Typologie und Topologie prekärer Beziehungen

in: *Theologie und Glaube* 105 (2015), pp. 90-103.

Münster: Aschendorff Verlag 2015

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Aschendorff Verlag: <https://www.aschendorff-buchverlag.de/openacesstop>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in *Theologie und Glaube* 105 (2015) erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Höhn, Hans-Joachim

Heimat: Ferne Nähe. Typologie und Topologie prekärer Beziehungen

in: *Theologie und Glaube* 105 (2015), S. 90-103.

Münster: Aschendorff Verlag 2015

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Aschendorff Verlags publiziert:

<https://www.aschendorff-buchverlag.de/openacesstop>

Ihr IxTheo-Team

Heimat: Ferne Nähe Typologie und Topologie prekärer Beziehungen

„Heimat“ ist ein typisch deutsches Wort, das heute als unübersetzbar in andere Sprachen gilt. Mit diesem sprachlichen Transferproblem ist ein sachliches Definitionsproblem verknüpft. Der Begriff „Heimat“ eignet sich zwar als Assoziationsgenerator, sperrt sich jedoch gegen trennscharfe Festlegungen von Bedeutung und Gebrauch. Um etwas Zutreffendes über Heimat sagen zu können, muss man aber nicht unbedingt Lexika und Wörterbücher befragen. Wo keine eindeutigen Begriffsklärungen möglich sind, steckt ein möglicher Erkenntnisgewinn gerade in der Mehrdeutigkeit des Wortes. Bei der Vokabel „Heimat“ fällt auf, dass sie als Container für das lebensweltlich Vertraute und emotional Anheimelnde, für die lokale Verwurzelung und lebensweltliche Prägung eines Lebenslaufes seit geraumer Zeit vor allem im Modus der Bestreitung gebraucht wird. Mit dem Begriff „Heimat“ wird in Frage gestellt, worauf er verweist. Und zugleich benötigt man ihn, um kurz und bündig sagen zu können, was moderne Menschen ersehnen, weil es ihnen fehlt, verloren ging oder geraubt wurde.

Was in der Sprache zu Problemen führt, ist nicht selten in der zu besprechenden Sache begründet. Das Wort „Heimat“ trägt an sich die Spuren des ideologischen Missbrauches und der demagogischen Verengung, aber auch der Banalisierung und Trivialisierung.¹ Wer sich dieser Geschichte bewusst ist, kann mit den Klischees eines intakten Ensembles von Land und Leuten, von selbstbewusster Bodenständigkeit und sinnensfreudiger Brauchtumpflege nur noch aus ironisch-kritischer Perspektive umgehen. Jedem ironisch-kritischen Heimatforscher ist aber ebenso bewusst, dass sich sein Forschungsgegenstand nicht auf ein plattes „dahoam is dahoam“ bringen lässt. Die Kombination von Laptop und Lederhose greift ebenfalls zu kurz, um die heute gebotene Verträglichkeit regionaler Besonderheiten mit Globalisierungserfordernissen zu demonstrieren. Heimat ist immer mit einem Lokalkolorit verbunden, der sich nicht auf andere Orte übertragen lässt. Darum ist auch das Tragen eines Dirndls auf Oktoberfesten nördlich des

¹ Vgl. KROCKOW, CHRISTIAN v.: Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema. München ²1996; CREMER, WILL/KLEIN, ANSGAR (Hg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven, Bonn 1990. Dass „Heimat“ für geraume Zeit zu einem deutschen Wortfavoriten wurde, hat verschiedene Gründe und Anlässe. Dazu zählen etwa die französische Revolution und die napoleonischen Kriege, gegen die als Abwehr ein deutsches Heimatbewusstsein entwickelt wurde, das ein in viele Kleinstaaten zerfallenes Deutschland einen sollte. Die Besinnung auf Heimat ist auch eine Gegenreaktion zum nüchtern-kalten Vernunftpathos der Aufklärung durch die deutsche Romantik und ihre Verklärung von Natur und Tradition. Missbraucht und pervertiert wurde der Heimatbegriff in beispielloser Weise durch den Nationalsozialismus. Vielleicht wegen seiner Eignung, soziale und historische Identität durch Rekurs auf Tradition und deren Pflege definierbar zu machen, hat der Heimatbegriff immer wieder eine Renaissance erlebt, so etwa in den 1950er Jahren mit der heilen Welt der „Heimatfilme“ oder in der Selbstdefinition der „Heimatvertriebenen“, aber auch in der als „Historie von unten“ aufgewerteten Heimatgeschichte. Seit 1990 wird die Betonung von Tradition und Heimat wieder als Mittel der Selbstbehauptung gegenüber anonymen und übermächtigen sozialen, politischen und ökonomischen Größen entdeckt. Heimat und Tradition gelten angesichts der Globalisierung neoliberaler Wirtschafts- und Gesellschaftskonzepte als wichtige Ressource für die Wahrung des Eigenstandes und Eigenrechtes des kulturell Partikularen und regional Besonderen.

Mains eher einem eventgemäßen Dresscode verpflichtet als Ausdruck stolzer Zugehörigkeit zu Stand und Stamm.² Auf eine solche inszenierte Heimattümelei lässt sich ohnehin nicht reduzieren, was das Konzept Heimat attraktiv macht oder als Grund seiner Ablehnung gelten kann. Hier braucht es eine Form der Neugier, die sich mit dem Entdecken und Entlarven von Klischees nicht zufriedengibt, sondern sich auch die davon ausgehenden Provokationen und Irritationen bewusst macht.

Im Folgenden geht es um einige zeittypische Ausprägungen eines „Heimatbewusstseins“, für deren gemeinsamer Nenner das Verb „fremdeln“ steht. Es beschreibt in doppelter Hinsicht Nähe und Distanz – zum einen als eine spannungsreiche Einstellung jener Zeitgenossen, die sich das Prekäre sowohl ihrer Beheimatung als auch ihres Verlustes bewusst machen wollen, und zum anderen eine ebenso spannungsvolle Reflexion dieser Einstellungen auf Seiten ihrer soziologischen Beobachter.³ Um beide Einstellungen zu erfassen wird die im Stil einer Sozialreportage angezielte Phänomenologie zum Thema „Heimat heute“ mit gesellschaftlichen Trends und Tendenzen in Beziehung gesetzt, die sich in einer sozialtheoretischen Makroperspektive zeigen. Dieses Vorgehen ist ebenso angemessen und angebracht, wenn es ums Fremdeln geht: Wer etwas befremdlich findet, geht auf Abstand, bleibt aber in Sichtweite. Ein solches Verfahren hat sich bereits in Kindheitstagen bewährt. Damals wählte man einen Sicherheitsabstand gegenüber Menschen, denen man einerseits nahe stand – schließlich handelte es sich um enge Verwandte. Andererseits wusste man nicht, was hinter ihrer freundlich-aufdringlichen Zuwendung steckte und inwieweit man (sich) ihnen (an)vertrauen konnte. Zutrauen und Misstrauen sind hier eine prekäre Beziehung eingegangen. Im Jugend- und Erwachsenenalter kommt es oft zur Aufkündigung solcher Beziehungen, wenn das Heimelige als einengend und das Fremde als befreiend erlebt wird. Zur „unheimlichen“ Fremde kann wiederum im Alter das ehemals Vertraute auf zweifache Weise werden – indem es derart verändert, reformiert und modernisiert wurde, dass der „Heimkehrer“ es nicht wiedererkennt, oder indem es derart erhalten konserviert und musealisiert wurde, dass er sich selbst darin als Fremdkörper erlebt. Kurzum: Wer über Bedeutung und Verwendung der Kategorie „Heimat“

² Vgl. exemplarisch EGGER, SIMONE: Phänomen Wiesntracht. Identitätspraxen einer urbanen Gesellschaft, München 2008; DIES., Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden, München 2014, 160-225.

³ Vgl. zum Ganzen HEINZE, MARTIN u.a. (Hg.): Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge, Berlin 2006; HOFMEISTER, KLAUS/BAUEROCHSE, LOTHAR (Hg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl, Würzburg 2006; GEBHARD, GUNTHER u.a. (Hg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts, Bielefeld 2007; V. SCHMITT-POSCHMANN, VERENA: Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls, Gütersloh 2010; KLOSE, JOACHIM/PÖTTERING, HANS-GEORG (Hg.): Wir sind Heimat. Annäherungen an einen schwierigen Begriff, Dresden 2012; EIGLER, FRIEDRIKE/KUGELE, JENS (Hg.), 'Heimat'. At the Intersection of Space and Memory, Berlin/Boston 2012; KLOSE, JOACHIM (Hg.): Heimatschichten. Anthropologische Grundlegung eines Weltverhältnisses, Wiesbaden 2013.

nachdenkt, hat umgehend mit dem merkwürdigen Befund zu tun, dass hier zusammenzudenken ist, was auseinanderstrebt: Nähe und Ferne. Gleichwohl führt dieses Denken nicht in einen Selbstwiderspruch. Man kann die Gegenbegriffe „Nähe“ und „Ferne“ in unterschiedlichen Arrangements mit dem Begriff „Heimat“ verbinden, ohne dabei in logische Widersprüche zu geraten.⁴ Was dabei entsteht, ist eine sich auf den Topos „Heimat“ beziehende Typologie prekärer Beziehungen.

Heimat als Entfernungsangabe

Der als „modern“ stilisierte und idealisierte Mensch gilt als mobil und flexibel; es gelingt ihm, rasch an verschiedenen Orten heimisch zu werden. Sesshaftigkeit wird als Ausdruck der Rückständigkeit und Unbeweglichkeit abgewertet. Wer es im Leben zu etwas bringen will, muss es „woanders“ versuchen. Einen Heimvorteil gibt es nicht mehr. Um Karriere zu machen, sind Auswärtsspiele zu bestreiten und zu gewinnen. Heimat? Das Wort ist ein Synonym für Aufenthaltsort und festen Wohnsitz der Zurückgebliebenen. Wer nicht ihnen nicht zugerechnet werden will, muss sich mit häufigen Wechseln und Verlegungen des Lebensmittelpunktes abfinden. Was als Fixpunkt bleibt, ist allenfalls die erste Heimat: dem Ort der Geburt, der Kindheit und Jugend. Mit dieser Referenzen ist jedoch oft eine Differenz verbunden: Der im Ausweis eingetragene Geburtsort muss nicht der Ort des Aufwachsens sein. Und der Ort, an dem man mit der Welt und sich selbst vertraut wurde, ist in der Regel nicht mehr identisch mit dem aktuellen Wohnort. Dem modernen Menschen wird seine Heimat fremd, weil er schon lange nicht mehr dort lebt. „Heimat“ ist für ihn zwar eine Bestimmungsmöglichkeit des eigenen Herkommens, aber auch eine Entfernungsangabe. Man hat die Heimat verlassen, ist fort- und umgezogen und hat andernorts ein neues Zuhause gefunden. Und wenn man gelegentlich besuchsweise oder anlässlich eines Klassentreffens (oder Schützenfestes) in die alte Heimat zurückkehrt, wird jeweils klar, wie groß der Abstand zwischen „damals“ und „heute“ geworden ist. Mit den alten Freunden verbinden nur noch alte Geschichten, die mit der Frage beginnen „Weißt Du noch...?“ Stoff für neue Anekdoten ist nicht mehr hinzugekommen. Die allein noch mögliche Perspektive auf Gemeinsamkeiten ist die Rückschau. Alle haben sich verändert; aber sie haben sich nicht gemeinsam verändert. Aus intensiven Freundschaften werden lockere Fernbeziehungen. Freundschaftsbande bestehen noch, aber ihr Knoten sitzt nicht mehr so fest wie früher. Vielleicht hat man nur noch lose Enden in der Hand.

⁴ Dass solche Zuordnungen auch möglich sind, wenn als weitere Größen Religion und Kirche einbezogen werden, zeigt HÖHN, HANS-JOACHIM, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg/Basel/Wien 2012.

Wer dies als Verlust beklagt, wird in der Moderne mit einer Gegenrechnung getröstet: Unverbindliche Bindungen zeichnen sich durch einen höheren Freiheitsgrad aus. Einer fernen Nähe fehlt alles Zudringliche, Umklammernde, Beklemmende und Zwanghafte. Sie erlaubt es, ein eigener Mensch zu sein, ohne dabei zu vereinsamen. Sie erweitert die Optionen bei der Auswahl und Gestaltung von Beziehungen. Sie ermöglicht ein wahrhaft ‚eigenes‘ Leben.

Auf den zweiten Blick erweist sich jedoch der Zuwachs an Möglichkeiten, unverbindlich mit anderen Menschen in Verbindung bleiben zu können, nicht bloß als Ergebnis einer Emanzipation des Individuums. Mit ihm verknüpft sind vielmehr eine Funktionsbedingung und ein Funktionserfordernis moderner Gesellschaften. Eine funktional differenzierte und hochgradig arbeitsteilige Gesellschaft ist angewiesen auf rasch mobilisierbare und flexibel einsetzbare Arbeitskräfte. Zu viele und zu enge soziale Bindungen (Familie, Kinder) sind nicht nur hinderlich für die eigene Karriere, sondern auch für die betriebliche und volkswirtschaftliche Produktivität.⁵ Flexibilität am Arbeitsplatz und die Bereitschaft, zwischen Wohnort und Arbeitsstelle zu pendeln bzw. permanente Umzugsbereitschaft werden erwartet und belohnt. Nesthocker bleiben chancenlos am Arbeitsmarkt. Von Vorteil ist eine surfende Lebenseinstellung. Eingegangene Bindungen müssen kurzfristig und unkompliziert kündbar sein. Mobilität verschafft dem Individuum Wettbewerbsvorteile gegenüber Konkurrenten. Vor allem aber ist sie eine Effizienzbedingung des Wirtschaftssystems.⁶ Die Betriebskosten einer solchen Ökonomie werden jedoch ungleich aufgeteilt. Die Hauptlast trägt das Subjekt, nicht das System.⁷ Systemische Imperative erscheinen gleichwohl nicht auf der Soll-, sondern auf der individuellen Habenseite: Sich von einer alten Heimat lösen und eine neue suchen zu müssen, wird nämlich nicht als Zumutung, sondern als Chance für Veränderung und Neuanfang propagiert. Allem Anfang wohnt ein Zauber inne! So schwer wird es nicht sein, andernorts ein neues Zuhause zu finden oder mit den alten Bekannten in Kontakt zu bleiben. Man ist ja nicht „aus der Welt“! Aber ob man eine neue Heimat finden wird, bleibt fraglich. Grammatisch gibt es Heimat nur im Singular. Kann es sie biographisch im Plural geben? Ist Heimat eigentlich und letztlich nur dort, wo niemand fragt: Wo kommst Du her? Was machst Du hier?

⁵ Zu dieser Kehrseite von Emanzipations- und Individualisierungsprozessen vgl. ausführlicher BECK, ULRICH (Hg.): Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in er wir leben, München ²1997; DERS. (Hg.), Kinder der Freiheit, Frankfurt 1997.

⁶ Vgl. hierzu auch SENNETT, RICHARD: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 2006.

⁷ Unsicherheit und Ungewissheit prägen den Alltag vieler Menschen, denen ohne stabile sozio-kulturelle Zugehörigkeiten ein Bezugsrahmen sowohl für ihr Handeln als auch für langfristige Lebenspläne fehlt und die sich gezwungen sehen, dem Leben aus einer Abfolge von kurzfristigen Projekten und Episoden dennoch Identität und Kontinuität zu geben. Zu den daraus folgenden Verlegenheiten siehe etwa BAUMAN, ZYGMUNT: Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit, Hamburg 2008; DERS., Leben in der flüchtigen Moderne, Frankfurt 2007.

Heimat als Entzugerscheinung

Fremde und Heimat – beides ist nur zusammen denkbar und erlebbar. Kann man *in* der Heimat die Erfahrungen des Fremden machen und in der Differenz dazu das Eigene erfassen,⁸ so lebt man in der Fremde *mit* der Heimat. Sie ist präsent in der Weise des Vermissens; man nimmt sie nur noch im Rückspiegel der eigenen Biographie wahr. Heimatverbundenheit wird erlebt als Heimweh, als schmerzliche Sehnsucht nach dem Abwesenden, Vergangenen, Verlassenen.⁹ Von dieser Erfahrung erzählen sehr eindrücklich nicht nur Kriegsflüchtlinge,¹⁰ Exilanten und Asylanten, sondern ebenso Auswanderer, Arbeitsmigranten und Globalisierungsnomaden. Es macht hier keinen Unterschied, ob man mit Gewalt aus der Heimat vertrieben wurde, ob es aus eigenem Antrieb geschah, um irgendwo auf der Welt sein Glück zu versuchen, oder dem Mut der Verzweiflung entsprang, andernorts etwas Besseres als den Tod zu finden. Was sich zuerst einstellt, ist die wehmütige Feststellung, dass etwas fehlt, das zuvor unmerklich das Leben getragen hat. Bemerkbar macht sich das Unmerkliche.

Wer Glück und Erfolg hat bei dem Versuch einer Existenzgründung auf fremdem Grund und Boden, es zu bescheidenem Wohlstand und eigenen Besitztümern – vielleicht sogar bis zum Eigenheim – bringt, wird dennoch den erlittenen Heimatverlust nicht völlig kompensieren können. Die Überzeugung „Ich gehöre hin, wo mir etwas gehört!“ belegt noch nicht, dass sich auch neue soziale Zugehörigkeiten entwickelt haben. Der Begriff der sozialen Integration ist weitaus anspruchsvoller. Er schließt umfassende Beteiligung am kulturellen Leben und politischen Entscheidungsprozessen (Wahlen) ebenso ein wie die Anerkennung einer Identität, die in einer ethnischen, sozialen oder religiösen Alterität gründet.¹¹ Manchen Einheimischen geht dies zu weit. Sie verlangen von den Zugezogenen vor allem die Anpassung an das Vorgefundene. Sie sehen von den Fremden, die sich mit den Sitten und Gebräuchen vor Ort kaum oder gar nicht anfreunden können, eine Bedrohung für die Stabilität und Selbstverständlichkeit jener Bestände ausgehen, an denen sie bisher ihre Identität festgemacht haben. Wo das Fremde und die Fremden in das bisher Vertraute eindringen, ereignen sich in

⁸ Vgl. spiegelbildlich zur hier versuchten Phänomenologie prekärer Beheimatungen die Sondierungen von WALDENFELS, BERNHARD: *Topographie des Fremden*, Frankfurt 1997; DERS., *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt 2006.

⁹ Vgl. MAURER, ELKE: *Heimweh. Geschmack der Heimat*, Herbolzheim 2012; KRAMPITZ, KARSTEN/WERNING, HEIKO (Hg.), *Heimat, Heimweh, Heimsuchung*, Berlin 2009; BUNKE, SIMON: *Heimweh. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte einer tödlichen Krankheit*, Freiburg 2009.

¹⁰ Vgl. exemplarisch BURK, HENNING u.a. (Hg.): *Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945*, Bonn 2011; KOSSERT, ANDREAS: *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*, München 2008.

¹¹ Vgl. LÖFFLER, BERTHOLD: *Integration in Deutschland*, München 2011.

ihrer Lebenswelt Veränderungen, angesichts deren ihnen ihre Heimat nicht mehr vertraut vorkommt.¹²

Heimat als Mitgift oder Hypothek

Für viele Zeitgenossen gehört das Wort „Heimat“ buchstäblich in ihre Kindheitsgeschichte – bisweilen kann dies auch die Kindheit ihrer Vorfahren sein, die den Nachgeborenen nur noch vom Hörensagen bekannt ist. Die zweite und dritte Generation von Gastarbeitern und Spätaussiedlern kennt die Traditionen, die ihre Eltern noch pflegen und die hintergründig das Leben ihrer Kinder und Enkel mitbestimmen, oft nicht mehr aus eigenem Erleben. Wenn sie in den Ferien in die „alte“ Heimat ihrer Eltern fahren zu den Originalschauplätzen ihrer Familiengeschichte, bedarf es eines „Fremdenführers“, der ihnen ihr kulturelles Erbe wieder bewusst macht. Ob sie dieses Erbe bewusst annehmen, bleibt lange Zeit unklar oder wird von ihnen offen gelassen. Wie jedes Erbe kann es Mitgift oder Hypothek sein.

Ob man dieses Erbe antritt oder ausschlägt, ist für das Statistische Bundesamt unerheblich. Diese Behörde klassifiziert von den ca. 80 Millionen in Deutschland wohnenden Menschen eine beträchtliche Quote als Personen mit „Migrationshintergrund“. Nach Angaben der Statistiker lag der Anteil dieser Personen an der Gesamtbevölkerung im Jahr 2011 bei 19,5 Prozent. Von den Zugewanderten und ihren Nachkommen waren 7,19 Millionen Ausländer (8,8 Prozent der Bevölkerung) und 8,77 Millionen Deutsche (10,7 Prozent der Bevölkerung). Von den 15,96 Millionen Personen mit Migrationshintergrund hatten 10,69 Millionen eigene Migrationserfahrungen.¹³ Einen Migrationshintergrund weist nach behördlicher Definition jener Bevölkerungsanteil auf, dem nicht nur alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugewanderten Personen zuzurechnen sind, sondern auch alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborene mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil. Bemerkenswert an dieser Definition ist zum einen die Feststellung, dass in Deutschland

¹² „Wo ‚Heimat‘ und ‚Zuhause‘ materialisiert und landschaftlich und kulturell definiert werden, müssen notwendigerweise immer Grenzen gezogen und Unterschiede zwischen ‚Einheimischen‘ und ‚Fremden‘ gemacht werden. Die ‚Fremden‘ werden dann unvermeidlich als Verderber der Heimat empfunden, weil angesichts ihrer nicht mehr alles vertraut scheint“, SCHELLENBERGER, BERNHARD: Wo bin ich zu Hause?, in: Bauerochse, Lothar/Hofmeister, Klaus (Hg.): Was trägt mein Leben?, Gütersloh 2003, 21. Vor diesem Hintergrund sind viele Schwierigkeiten zu rekonstruieren, die auf lebensweltlicher Ebene das Phänomen der Fremdenfeindlichkeit bzw. das Fehlen einer „Willkommenskultur“ gegenüber Migranten und Asylanten entstehen lassen. Vgl. dazu die Bestandsaufnahmen von MEIER- BRAUN, KARL-HEINZ/WEBER, REINHOLD (Hg.): Migration und Integration in Deutschland. Begriffe – Fakten – Kontroversen, Bonn 2014; HUNEKE, DORTE, Ziemlich deutsch. Betrachtungen aus dem Einwanderungsland Deutschland, Bonn 2014.

¹³ Vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2012, Wiesbaden 2013.

geborene Deutsche mit dem Phänomen bzw. Problem der Migration assoziiert werden. Zum anderen erstaunt die Unterstellung, dass ‚Migration‘ ein vererbbarer biographischer Hintergrund ist, d.h. Migration findet kein Ende, Migranten und ihre Nachkommen können niemals endgültig und unumkehrbar in Deutschland angekommen sein. Sie bleiben auf unabsehbare Zeit Ankömmlinge.

Heimat als Gegenwelt oder geschlossene Gesellschaft

Wie man in der Fremde ankommen und dort ganz wie zu Hause leben kann, demonstrieren in vielen europäischen Großstädten die verschiedenen „communities“ der Migranten, die sich jeweils nach Sprache, Religion oder ethnischer Zugehörigkeiten sortieren. Über Satellitenfernsehen sind sie nah dran an den Geschehnissen in ihren Herkunftsländern. Was an hieszulande kaum erhältlichen Spezialitäten gebraucht wird, kommt als Importware in ihre Läden und Lokale. Nach und nach majorisieren die Ankömmlinge einzelne Stadtviertel und richten sich dort ein wie daheim. Aus einer anfänglichen kleinen Ausländer-„Szene“ kann nach wenigen Jahren eine exotische asiatische Exklave à la „Chinatown“, eine türkische Parallelgesellschaft à la Berlin-Kreuzberg oder eine russische Ersatzheimat à la Berlin-Charlottenburg werden. Wer sich in der Fremde wie zu Hause fühlen möchte, kann sich hier niederlassen. Und wer als dort Geborener bzw. Ortsansässiger nach seiner Heimat gefragt wird, kann antworten: Ich bin daheim, wo viele Fremde sind.¹⁴

Nach außen erhöhen solche Parallelgesellschaften zwar die Pluralität und Multikulturalität einer Stadt. Nach innen aber erweisen sie sich als wenig pluralitätskompatibel. Sie überbrücken nicht die Kluft zwischen den nebeneinander lebenden Bevölkerungsteilen, sondern vertiefen sie. Es entsteht in den jeweiligen Stadtteilen eine geschlossene Gesellschaft, die ihren Mitgliedern die Erfahrung erspart, von den Bildungs-, Ausbildungs- und Erwerbschancen der Mehrheitsgesellschaft abgekoppelt zu sein. Dank eigener Infrastruktur aus Kleingewerbe und Kulturvereinen lässt sich eine weitgehende Eigenständigkeit pflegen. Sogar ein eigenes „Schlichtungswesen“ zur Beilegung von juristischen Streitigkeiten wird aufgebaut.¹⁵ Auf diese Weise werden Integrationsprobleme jedoch nicht gelöst.¹⁶ Ihre Lösung wird lediglich vertagt. Die Ghettoisierung und Selbstabkopplung verläuft aber selbst nicht problemlos. Oft werden

¹⁴ Vgl. hierzu u.a. SCHEFFER, Paul: Die Eingewanderten. Toleranz in einer grenzenlosen Welt, München 2008.

¹⁵ Vgl. SCHIRRMACHER, CHRISTINE: Scharia-Normen auch in Deutschland? Zur Debatte über Scharia-Gerichtshöfe, Friedensrichter und Streitschlichter in Deutschland, in: Evangelische Verantwortung 14 (2014) 5-10.

¹⁶ Vgl. die Einblicke in den kommunalen Alltag von BUSCHKOWSKY, HEINZ: Neukölln ist überall, Berlin ²2013.

Schulen zu ihrem Austragungsort.¹⁷ Wo diese Konflikte öffentlichkeitswirksam aufbereitet werden, ruft dies regelmäßig rechtspopulistische Stimmen auf den Plan, in deren Diskriminierungsrhetorik Ausländern und Asylanten ein Bleiberecht abgesprochen wird. Integrationsprobleme sollen durch die Abschiebung der Problemgruppen überwunden werden. Operiert wird mit Ressentiments und Vorurteilen, denen vor allem Muslime ausgesetzt werden. Dass der Islam zu Deutschland gehört, wird vehement bestritten: „Daham statt Islam“ kursiert als Parole, wenn über die Errichtung repräsentativer Moscheebauten (mit oder ohne Minarett) der kommunale Streit ausbricht.¹⁸

Heimat als Dystopie

Wo das Nahe in das Ferne umschlägt, wird die Heimat „dystopisch“, d.h. zu einem Un-Ort. Menschen, die dystopisch leben, sind noch in einem Boden verwurzelt, den es schon bald nicht mehr gibt. Eine solche Heimatgeschichte wissen die Bewohner von Regionen zu erzählen, in denen im Tagebau großflächig nach Braunkohle gebaggert wird.¹⁹ Sie leben in der Erwartung, mit einer großzügigen Entschädigung für den Verlust ihrer Heimat abgefunden zu werden und binnen kurzer Zeit ein neues, vielleicht schöneres Domizil beziehen zu können. Sie werden mit all ihrer Habe umziehen, aber nicht mitnehmen können, was zum historischen und natürlichen Wurzelwerk ihres Lebens gehört. Ähnlich ergeht es Menschen, die im Rahmen von Staudammprojekten umgesiedelt werden. Sie werden buchstäblich Zeugen des Untergangs ihrer Heimat, können aber bei extremem Niedrigwasser die Reste ihre ehemaligen Behausungen wieder auftauchen sehen.²⁰

Für etliche DDR-Bürger ist die Wende 1989/90 zu einer Dystopie-Erfahrung geworden.²¹ Nach den mehr oder weniger geglückten Versuchen einer sozialistischen Neuformatierung traditioneller Heimatvorstellungen, womit Identifikationsprobleme und Legitimationsdefizite deutscher Zweistaatlichkeit überdeckt werden sollen, kommt es zu einer rasanten Abwicklung der Bestände eines „Vaterlandes“, das sich nach der Überzeugung seiner politischen Eliten doch

¹⁷ Vgl. den Erfahrungsbericht von ROGG, URSULA: Nordneukölln. Frontbericht aus dem Klassenzimmer, München 2008.

¹⁸ Vgl. exemplarisch SOMMERFELD, FRANZ: Der Moscheestreit. Eine exemplarische Debatte über Einwanderung und Integration, Köln 2008. Vor diesem Hintergrund siehe auch KIEFER, MICHAEL: Muslime und Zuwanderungsgesellschaft – Beidseitige Versäumnisse und Fehlentwicklungen, in: Häusler, Alexander (Hg.): Rechtspopulismus als „Bürgerbewegung“, Wiesbaden 2008, 170-782.

¹⁹ Vgl. hierzu die Fallstudie von SEVENICH, ROLF u.a. (Hg.): Sozial verträglich? Garzweiler II, Aachen 1996.

²⁰ Zum derzeit spektakulärsten Projekt dieser Art siehe TROUW, JAN: Chinas Drei-Schluchten-Staudamm und die Bauernumsiedlung. Wie der Damm den Alltag der Bauern verändert, Norderstedt 2014. Chinas größter Fluss, der Jangtse, wird in einen über 600 Kilometer langen Stausee verwandelt, der alle Städte und Dörfer überflutet, die sich unterhalb von 175 Metern befinden. Mehr als 1,3 Millionen Menschen werden zwangsumgesiedelt.

²¹ Zum Folgenden vgl. SCHMITT-ROSCHMANN: Heimat (s. Anm. 3), 99-143.

in den besten Jahren wähnt. In Wahrheit hat es sie längst hinter sich. Zwar kommt nun zusammen, was zusammengehört – aber nicht auf allen Ebenen. Kurz nach der Herstellung einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion im Juli 1990 verschwinden fast völlig die typisch ostdeutschen Produkte aus den Regalen der Supermärkte. Marx- und Leninstatuen werden demontiert und entsorgt, Pieck-Straßen, Thälmann-Alleen und Grotewohl-Plätze werden umbenannt. Aus dem Westen reisen Alt-Besitzer von Immobilien an und verlangen die Rückgabe des einst von Staats wegen eingezogenen Eigentums. Als Gegenleistung versprechen sie, kräftig in den „Aufbau Ost“ zu investieren. Für die Ostdeutschen, die Haus und Hof nicht verlassen, tritt ein, was sonst nur bei Auswandern zu beobachten ist. Schlagartig müssen sie einen kompletten Systemwechsel vollziehen. Wer blieb, wo er war, musste dennoch zusehen, dass er bleiben konnte bzw. ob etwas Bleibendes bewahrt werden konnte. Niemand verlor im buchstäblichen Sinn den Boden unter den Füßen und dennoch standen fast alle vor der Frage, was darauf noch Bestand haben konnte. Die als „ehemalig“ titulierte DDR war zum Un-Ort geworden.

Symbolträchtig wird 1993 regierungsamtlich beschlossen, den „Palast der Republik“ - Sitz der DDR-Volkskammer und Kulturzentrum in (Ost)Berlin - möglichst rasch und möglichst komplett abzureißen. In den Jahren bis zum völligen Abbau der einstigen Imponierimmobilie (2008) rollt eine „Ostalgie“-Welle durch die „neuen Länder“. Es gibt Partys im FDJ-Design, landesweite Trabi-Treffen werden organisiert, längst abgeschriebene Konsum- und Haushaltsartikel wie die Kaffeemarke „Rondo“ und das Waschmittel „Spee“ erringen Kultstatus.²² Es ereignet sich eine „dystopische“ Heimatpflege, die sich in zwei Stoßseufzern artikuliert: „Nichts ist mehr so, wie es war!“ – „Aber es war nicht alles schlecht!“ Dahinter stehen der offensive Versuch der Wiederaneignung scheinbar authentischer Alltagskultur und der defensive Versuch einer Pauschalverurteilung der DDR-Geschichte entgegenzutreten. Das vermeintlich Authentische verleiht in der Retrospektive dem Vergangenen den Anstrich einer zumindest partiell guten alten Zeit.²³ Wird diese Retrospektive ironisch gebrochen, was vor allem in den medialen Formaten der Ostalgiker geschieht (z.B. in den Filmen „Sonnenallee“ oder „Good-Bye, Lenin“), kommt dies allerdings einer definitiven Abschiedsgeste gleich. Es fließen noch einmal Abschiedstränen, die den Zuschauern aber beim Lachen kommen.

Heimat im Imperfekt

²² Vgl. hierzu mit zahlreichen Beispielen AHBE, THOMAS: Ostalgie. Zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit in den 1990er Jahren (hg. von Landeszentrale für politische Bildung Thüringen), Erfurt 2005.

²³ Dass es auch im Westen Deutschland einen solchen Trend gegeben hat, wird deutlich bei LUDEWIG, ALEXANDRA: ‚Ostalgie‘ und ‚Westalgie‘ als Ausdruck von Heimatsehnsüchten, in: Gebhard (Hg.): Heimat (s. Anm. 3), 141-160.

Ferne Nähe bezeichnet nicht nur ein Verhältnis in den Koordinaten des Raumes. Gemeint ist damit auch eine Beziehung mit einem spezifischen Zeitindex. Dieser Zeitindex hat mit widerstreitenden Nebenfolgen der bisher en passant angedeuteten Prozesse und Phänomene sozialen Wandels zu tun. Die skizzierten Entwicklungen der Globalisierung und Individualisierung sozialer Verhältnisse, der Emanzipation und Enttraditionalisierung individueller Lebensläufe wirken sich zum einen destabilisierend auf den Komplex „Heimat“ aus. Zum anderen erzeugen sie immer wieder neue Nachfrage nach stabilen Zugehörigkeiten und verlässlichen Identitätsmarkern des Menschen.²⁴ Zu den Gründen für diesen paradoxen Befund gehören nicht zuletzt modernisierungsbedingte Veränderungen in der Zeitstruktur und -matrix des sozialen Lebens. Wir leben im Zeitalter beschleunigter technologischer Innovationen, welche Status und Relevanz der sozialen Bezugnahme auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachhaltig verändern.²⁵ Die Vergangenheit verliert einerseits zunehmend die Kraft, das Entscheiden und Handeln in der Gegenwart zu bestimmen. Sie eignet sich immer weniger als Grundlage, um vom Bekannten auf das Unbekannte zu schließen. Sich in der Gegenwart auf die Zukunft einzustellen, wird ständig schwieriger. Denn je rascher die Menge der unsere modernen Lebensverhältnisse verändernden wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften anwächst, umso schwieriger wird die Voraussicht künftiger Lebenslagen. Es ist der Zuwachs an Wissen, der technisch umgesetzt und wirtschaftlich genutzt mehr als jeder andere Faktor zum sozialen und kulturellen Wandel beiträgt und der eben damit, weil er in seinem Wachstum selbst prinzipiell unvorhersehbar ist, auch zur Unvorhersehbarkeit dieses Wandels beiträgt. Wissenschaft und Technik stabilisieren unsere Orientierungssicherheit in der Gegenwart, reduzieren sie aber im Verhältnis zur Zukunft. Bedingt durch die Fortschritte von Wissenschaft, Technik und Arbeitsproduktivität steigt auf allen Ebenen des sozialen Lebens die Erneuerungsrate und gleichzeitig das Veraltungsstempo verfügbaren Orientierungswissens.

Im Zeitalter der Beschleunigung wächst komplementär zur Rate der technisch-wissenschaftlichen Innovationen auch die Veraltensquote vieler Bestände der Lebenswelt. Dadurch „nimmt die Menge der Zivilisationselemente zu, die noch gegenwärtig sind, aber über

²⁴ Vgl. HÜPPAUF, BERND: Heimat – die Wiederkehr eines verpönten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung, in: Gebhard (Hg.): Heimat (s. Anm. 3), 109-140.

²⁵ Vgl. hierzu eingehend ROSA, HARTMUT: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt 2005; DERS.: Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, Berlin 2012.

die sich schon die Anmutungsqualität der Gestrigkeit oder Vorgestrigkeit gelegt hat“.²⁶ Stetig wächst die Zahl der Jahre, auf die zurückzublicken bedeutet, mit einer Welt zu tun zu haben, die sich in wesentlichen Hinsichten immer mehr von der aktuellen Lebenswelt unterscheidet. Anstatt durch den stetigen Zuwachs an Erfahrung sicherer zu werden, gleitet der moderne Mensch immer wieder auf die Stufe derer zurück, für die die Welt überwiegend unbekannt, fremd und undurchschaubar ist. Genauer: Er lebt in einer Welt, in der immer weniger von dem, was ist und war, künftig noch sein wird. Damit schwinden zunehmend alle lebensweltlichen Bestände, die vertraut, berechenbar und geeignet schienen, Identität und Orientierung zu geben. Zugleich entsteht ein enormer Bedarf an Wirklichkeitsvertrautheit, ohne dessen Erfüllung die ständigen Veränderungsschübe nicht auszuhalten sind.

Kohärenz und Identität individuellen und sozialen Lebens sind nicht zuletzt auf das Vertrautsein mit der eigenen Vergangenheit angewiesen. Diese Vergangenheitsvertrautheit ist jedoch umso schwieriger herstellbar, je mehr aufgrund der Innovationsbeschleunigung auch die eigene Vergangenheit „vergeht“ und unzugänglich wird. Daher steigt gerade im Zeitalter der Beschleunigung die Notwendigkeit eines historischen Bewusstseins, das über die Akte des Erinnerns die eigene Vergangenheit erschließbar und aneignungsfähig hält. Behilflich sind dabei die Sammlungen von Kindheits-, Familien- und Urlaubsfotos, die regelmäßig auf neue digitale Datenträger überspielt oder in einer „cloud“ gespeichert werden. Als Erinnerungsstütze dienen im Notfall auch die Protokolle von Facebook-Postings. Fraglich ist jedoch, ob solche Vorkehrungen ausreichen, um einen modernisierungs- bzw. innovationsbedingten Verlust des für einen Menschen bleibend Bedeutsamen kompensieren zu können. Um in der eigenen Biographie den roten Faden nicht zu verlieren, muss es möglich sein, die jeweilige Gegenwart mit ihrem Herkommen zu verknüpfen. Kaum anders lässt sich der Diffusion individueller und sozialer Identität entgegenwirken. Würden alle Herkunftselemente in demselben Maße veralten und verschwinden wie Innovationselemente hinzukommen, gäbe es keine Konstanz im Bereich der sozialen und individuellen Identität. Zur Sicherung dieser Konstanz braucht es Orte und Zeiten, die erfahren lassen, „was die Gegenwart mit der Vergangenheit in kollektiver und individueller Erinnerung zusammenbindet.“²⁷

²⁶ LÜBBE, HERMANN: Schrumpft die Zeit? Zivilisationsdynamik und Zeitumgangsmoral, in: Weis, Kurt (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion, München 1995, 56. Zum Ganzen vgl. auch DERS., Zivilisationsdynamik. Ernüchterter Fortschritt politisch und kulturell, Basel 2014; DERS.: Modernisierung und Folgelasten, Berlin 1997, 23-50; DERS.: Zeit-Erfahrungen. Sieben Begriffe zur Beschreibung moderner Zivilisationsdynamik, Stuttgart 1996; DERS.: Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart, Berlin/Heidelberg 1992, 55-74; DERS.: Der Lebenssinn der Industriegesellschaft, Berlin/Heidelberg ²1994, 68-71.

²⁷ LÜBBE., Modernisierung und Folgelasten, 38.

Bei den Versuchen, dieses Bedürfnis zu stillen, kommt der Fundus „Heimat“ wieder zu neuen sozialen und individuellen Ehren. Das kulturelle Erbe wird konserviert in Museen, in Archiven verwahrt und anlässlich von Stadtjubiläen wieder hervorgeholt. Was an historischer Bausubstanz es in den Städten nicht mehr zu restaurieren oder unter Denkmalschutz zu stellen ist, wird „nachgebaut“ rekonstruiert oder zumindest in bilderreichen Ausstellungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Nostalgie hat auch im privaten Bereich Konjunktur. Familienchroniken werden in Auftrag gegeben und Stammbäume aktualisiert. Dachböden und Keller werden durchsucht nach noch brauchbaren Einrichtungsgegenständen der Großeltern. Aus der Verlegenheit, dass je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher sie Altes produziert, entsteht eine Tugend. Konservativ zu sein macht modernitätstauglich! Wenn man das plötzlich unmodern Gewordene lange genug aufbewahrt, hat es irgendwann den Vorzug, dass es im historischen Sinn kaum noch altern kann. Nur Neues kann veralten. Die Geschwindigkeit, mit der Altes noch älter wird, nimmt in den Graden ab, die es vom gegenwärtigen Fortschritt trennen. Und ist es erst einmal „klassisch“ geworden, erhält es die Aura des zeitlos Gültigen. Was am Ende der Moderne selbst veraltet, ist die Möglichkeit endgültigen Veraltens. Was man einmal als „out“ verabschiedet hat, wird periodisch als „in“ wiederentdeckt. Das Widersprüchliche in der Moderne ist, dass gerade das Neue schnell schal zu werden droht! Es zahlt sich aus, nicht alles zu entfernen und zu entsorgen, das nicht mehr den Status der Novität hat.

Heimat im Futur

Der Heimatdiskurs ist vergangenheitslastig. Beim Gebrauch der Kategorie „Heimat“ schwingen vor allem Konnotationen mit, die auf all jenes verweisen, was sich im Rücken eines vorwärtsgelenden Menschen befindet. Hier sammelt sich an, was ein Mensch hinter sich hat. „Heimat“ steht für etwas, zu dem man zurückkehren kann; sie offeriert Geborgenheit im Vertrauten, lässt Stand finden im Beständigen. Weithin dominiert ein Heimatverständnis, das auf Verwurzelung setzt und Heimat als existenzielles ebenso wie kulturelles Wurzelwerk betrachtet. Daneben gibt es aber noch einen Typus, der in Frage stellt, dass Heimat nur über einen Rückweg gefunden werden kann. Er bezweifelt, dass es jenes Idyll jemals gegeben hat, das eine verklärende Erinnerung heraufbeschwört. Vielleicht hatte dies Ernst Bloch im Sinn,

als er ‚Heimat‘ definierte: „worin noch niemand war.“²⁸ Heimat ist eine Utopie: Wir wären gerne dort (gewesen), wo wir noch nie waren!²⁹

Das andere Konzept von Heimat fordert den Menschen dazu auf, sich auf einen Heimweg zu machen, dessen Ziel im Zukünftigen, Fremden und Unbekannten liegt. „Heimat“ steht hier nicht für etwas Vorgegebenes, in das der Mensch hineingeboren wird und wo er kraft seiner Geburt das Recht der Zugehörigkeit besitzt. „Heimat“ bezieht sich vielmehr auf etwas Ausstehendes, das niemandem in der Weise des Hineingeborenwerdens zuteilwird. Manches spricht dafür, dass Judentum und Christentum für diese „zweite Heimat“ eintreten.³⁰ Abraham, dem Stammvater dieser Religionen, wird von Gott ausgerichtet: „Nicht Dein Geburtsort ist Dein Zuhause. Mache Dich deshalb auf einen Weg in ein Ausland, das Du nur auf dem Weg in Deine Zukunft betreten kannst“ (vgl. Gen 12,1-3). Die „Unbehaustheit“ ist auch ein Zentralmotiv im Leben und Wirken Jesu: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Mt 8,20). Sein Ruf in die Nachfolge nimmt keine Rücksicht auf familiäre Bindungen. Sein Lebensweg führt ihn vom Land in die Stadt, die ihm auch keine feste Bleibe bietet. Er stirbt draußen vor ihren Toren. Für die frühe Christenheit ist „Heimat“ keine Herkunftsbezeichnung, sondern eine Zielbestimmung der Zukunft: „Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige“ (Hebr 13,13-14). Die Beziehung zu dieser Heimat im Hier und Jetzt ist das Verhältnis einer fernen Nähe. Christen müssen einsehen und bekennen, dass sie „Fremde und Gäste auf Erden sind. Mit diesen Worten geben sie zu erkennen, dass sie eine Heimat suchen. Hätten sie dabei an eine Heimat gedacht, aus der sie weggezogen waren, so wäre ihnen Zeit geblieben zurückzukehren; nun aber streben sie nach einer besseren Heimat, nämlich der himmlischen.“ (Hebr 11,13-16). Den Himmel hat der Mensch auf Erden in jeder Hinsicht nie „hinter“ sich.

Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn
Universität zu Köln
Philosophische Fakultät
Institut für Katholische Theologie
Lehrstuhl für Systematische Theologie und Religionsphilosophie
Albertus Magnus Platz
50923 Köln

²⁸ BLOCH, ERNST: Das Prinzip Hoffnung. Bd. 3, Frankfurt ⁵1978, 1628. Zur „Heimat der Philosophen“ siehe auch JOISTEN, Karen: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, Berlin 2003.

²⁹ Vgl. hierzu auch SCHLINK, BERNHARD: Heimat als Utopie, Frankfurt 2000.

³⁰ Vgl. hierzu ausführlicher HÖHN, HANS-JOACHIM: Zeit-Diagnose. Theologische Orientierung im Zeitalter der Beschleunigung, Darmstadt 2006; DERS.: Versprechen. Das fragwürdige Ende der Zeit, Würzburg 2003.